

## Was ist geblieben?

### Erinnerungen und Besinnungen zum 10. Todestag von Werner Elert

(geb. 19. 8. 1885 in Heldrungen, Prov. Sachsen; gest. 21. 11. 1954 in Erlangen)

Wenn wir zum 21. November des 10. Todestages von Werner Elert gedenken, dann geschieht dies nicht, um sein Werk einer kritischen Würdigung zu unterziehen um festzustellen, wie viel oder wie wenig sich im Blick auf die neuere theologische Forschung oder die Entwicklung der lutherischen Kirche noch halten läßt und was davon etwa preiszugeben sei. Das mögen die Fachgelehrten tun, die dazu berufen sind. Es ist dabei allerdings nicht gleichgültig, mit welchen Hilfsmitteln diese etwaige Prüfung vorgenommen wird, und ob dabei die von Elert selbst angewandte wissenschaftliche Akririe wiederzuerkennen sein wird. So darf man von der lutherischen Fachwelt etwa immer noch auf eine bestätigende oder ablehnende Stellungnahme zu den Forschungsergebnissen über den fehlenden tertius usus legis bei Luther<sup>1</sup> warten um nur ein, allerdings wichtiges, Beispiel zu nennen.

Auch darum kann es sich nicht handeln, daß der Kreis seiner Schüler das Dezennium des Todes des Lehrers mit irgendwelchen Nekrologen und späten Elogen zelebriert. Einen „Kreis“ hat es wohl ebenso wenig gegeben, wie eine „Schule“, und der Begriff der „Elertianer“ existiert in keiner theologischen Fachliteratur. Sollte es doch solche geben, dann besteht der dringende Verdacht, daß sie das Anliegen des Meisters gründlich mißverstanden haben: „Ihr seid teuer erkaufte; werdet nicht der Menschen Knechte.“ Nur der mag sich wahrhaft als Schüler Elerts bekennen, der in allen Dingen — auch in der Stellung zur Person und zur Lehre des Meisters — nach dem „zureichenden Grund“ zu fragen gelernt hat. Dieses nüchterne Fragen und Ringen um „das Wort der Wahrheit und das Evangelium zur Seligkeit“ mag allerdings als ein verbindendes Zeichen derer gelten, die einst zu Füßen Werner Elers gesessen haben.

Wenn nun doch ein Rückblick an seinem Todestag gehalten wird, dann geschieht dies aus anderen Gründen. Der eine ist ganz einfach die Dankbarkeit. Das Wort klingt heute fremd, fast ein wenig albern — aber nichts kann den „zureichenden Grund“ des Gedenkens besser ausdrücken als das Wort „Dank“. Natürlich schließt sich an den Dank — wie könnte es anders

<sup>1</sup> Zwischen Gnade und Ungnade 1948 S. 161 ff. u. die Literatur dort.

sein — dann auch die Prüfung und Selbst-Prüfung: Was ist von dem, das Elert uns mitgab, in den 30 Jahren eines ziemlich bewegten Amtslebens geblieben?

Es werden also die folgenden Zeilen eine Art von persönlichem Rechenschaftsbericht enthalten, der nur soweit die Berechtigung der Veröffentlichung hat, als er andere ebenfalls zum Nachdenken darüber anregen möchte, was in ihrem persönlichen und Amtsleben vom Wort und Werk Elerts geblieben ist.

Als unser Jahrgang (1911) im Jahre 1934 mit dem theologischen Examen die akademische Laufbahn abschloß, hatte die damalige Zukunft bereits begonnen. Sie hatte den Bogen ihrer Hoffnungen und Erwartungen über ein Millenium erstreckt und alte mystische Begriffe vom „Dritten Reich“ waren in faszinierenden Bildern wach geworden. Der Sommer dieses Jahres führte mich persönlich nach Moskau und kreuz und quer durch Sowjetrußland. Das geschah nicht von ungefähr. War nicht Elert einst Hauslehrer in dieser Stadt gewesen und schlug nicht sein Herz buchstäblich bis in die letzten Gedanken seines Lebens hinein für die Ostkirche — für ihren Ursprung, ihr theologisches Ringen, ihre Irrwege — und nicht zuletzt auch für das russische Volk, das er kannte und liebte? Er hat uns schon auf der Schulbank die Augen dafür geöffnet, daß der Bolschewismus nicht nur der „Todfeind und Zerstörer der alten Theokratie gewesen ist, sondern sie auch, wenn gleich in radikaler Säkularisierung, beerbt hat“<sup>2</sup>. Er wußte von der bitteren und tröstlichen Wahrheit Saltykows: „Ihr Deutschen habt dem Teufel eure Seele um einen Groschen verkauft. Wir freilich haben ihm unsere Seele umsonst gegeben. Dafür können wir sie aber auch wieder zurückfordern.“ Der Gang durch den Kreml mit seinen Schätzen, der Weg durch die unterirdischen Zellen der Lawra in Kiew, das Gespräch mit dem Metropoliten Konstantin in Odessa, die Begegnung mit vielen da und dort — alles kam nicht unerwartet oder gar fremd auf einen zu. Von Elert hatte man es gelernt, den Osten zu sehen, zu prüfen, zu lieben. Mancher mag hinterher im Krieg unter anderen Verhältnissen ähnliches erfahren haben.

Der Herbst des Jahres 1934 brachte den Sturm. Er kam nicht von ungefähr oder gar unerwartet. Längst hatte das Unwetter zu toben begonnen, da und dort das Kirchenfeld in unbeschreiblicher Weise verheert, die Gemeinde der Bekennenden in Ulm und Barmen und zahlreichen Einzelsynoden zusammengesprengt und seinen zerstörenden Lauf durch das ganze deutsche Kirchengebiet genommen. Württemberg war bereits überrollt, und es blieb nur noch das kleine Eckchen der bayerischen lutherischen Diasporakirche

<sup>2</sup> Zwischen Gnade und Ungnade S. 37.

übrig. Wenn also auch nicht unvorbereitet, so kam der 11. Oktober 1934 doch mit der ganzen geladenen Spannung des losbrechenden Unheils. Auf dem Weg zum täglichen gewohnten Schulwerk hielt Oberkirchenrat Breit die Insassen des Münchner Predigerseminars zurück. Vertrauliche Botschaft sei aus Berlin gekommen. Der „Rechtswalter“ Jäger werde erscheinen, um nun Bayern als letzte evangelische Kirche gleichzuschalten. Gegen Mittag kam er dann auch und fing sein Toben im Landeskirchenrat an. Abends fand dann der denkwürdige Gottesdienst von St. Matthäus statt mit der sehr eindrucksvollen Predigt Bischof Meisers. Dann kam seine Inhaftierung, und es folgten die Aufstände der Kirchengemeinden im Lande und alle die Dinge, die schon so oft beschrieben und entweder bereits wieder vergessen oder der Nachwelt in der Form von oft recht unzusammenhängenden und nach dem jeweiligen Standort des Verfassers kräftig gefärbten „Berichten“ überliefert werden.

Die Frage war nun, wie sich all das, was man ein gutes halbes Jahr zuvor bei Elert gehört hatte — wie die Stellung des Christen in den beiden Reichen, das Ethos unter Gesetz und Evangelium und alle seine bekannten Anliegen — in dieser Situation bewähren würde. Nicht wenige gab es, die von vornherein darauf schworen, daß weder Elerts Theologie noch Elerts Person selbst in der Krise standhalten würden. Schuld daran war Elert selbst, der ja von Anfang an nie einen Zweifel daran gelassen hatte, daß die Barmer theologische Erklärung bereits in ihrer ersten These eine schriftwidrige Irrlehre enthielt, indem sie neben der zweifellos richtig bezeugten Singularität des in Christus gesprochenen Gotteswortes auch seine Exklusivität behauptete. Von der Offenbarung Gottes im Gesetz war ja weder in Barmen noch hinterher die Rede. Das Gesetz wurde zwar im Gegensatz zu den Volksnomoi gesehen; daß es aber auch ein Gottesgesetz im diametralen Gegensatz zum Evangelium gab, das konnte von den Verfassern der Barmer Thesen ja nicht bezeugt werden, weil für sie bekanntlich die Diastase zwischen Gesetz und Evangelium nur einen verbaldialektischen Charakter hatte, aber niemals einen realdialektischen Gegensatz ausdrückt. — Es war also für alle Freunde und Anhänger Barmens ausgemacht, daß in der echten Krise ein Schüler Elerts entweder total umlernen oder total versagen mußte. Weder das eine noch das andere war nötig oder trat ein. Mir persönlich ist jedenfalls unter der ganzen Schar der Deutschen Christen nie einer begegnet, der sich irgendwie und irgendwo auf Elert berufen hätte. Was gegenüber den christusfeindlichen Mächten zu sagen war, und welche Stellung man ihnen gegenüber einzunehmen hatte, das hatte man spätestens 1931 aus dem 36. Kapitel des 1. Teiles der Morphologie „vom Weltende“ lernen können. Man hat es auch gelernt und in jenen Tagen sein Teil Wider-

stand geleistet wie andere auch. Man hatte es nur schwerer, weil man dazu erzogen war, mit Luther jeden Enthusiasmus zu meiden und auch im großen Getümmel immer wieder nach dem zureichenden Grund zu fragen. Aus eben diesen Gründen konnte man es bereits damals nicht glauben, daß der Barmer theologischen Erklärung die Dignität einer Homologie zukomme und kann heute, da man etwas ruhiger von den Dingen reden kann als es damals mitten im Feuer möglich war, wohl mit Sicherheit feststellen, daß Barmen vermutlich niemals in der verfaßten Kirche den Rang eines ökumenischen Bekenntnisses erhalten wird.

Bei dieser Sachlage konnte es nicht ausbleiben, daß sich nicht nur ein sachlicher Gegensatz sondern auch eine sehr unsachliche Polemik bereits damals gegen Elert entwickelte. Dafür nur ein, allerdings bemerkenswertes, Beispiel. Am 13. Oktober 1934 hatte die Theologische Fakultät der Friderico-Alexandrina zu Erlangen an den Reichsstatthalter in Bayern, Ritter v. Epp, einen in der Form würdigen, in der Sache aber völlig eindeutigen Protest gerichtet. Er schließt mit den Worten: „Diese Maßnahmen (das Geschehen in München) verstoßen gegen Brüderliebe, Treue und Wahrhaftigkeit, göttliche Gebote, denen die Kirche gehorchen muß. Außerdem verletzen sie das durch die Bekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche gesetzte Recht der Berufung und Abberufung rechtmäßiger geistlicher Obrigkeit.“ Unterzeichnet ist dieser Protest von Preuß als Dekan, Procksch, Strathmann, Elert, Ulmer, Althaus und Sasse. Man hatte sich im Lande auch keine andere Haltung der Erlanger erwartet. Am selben Tage hatte ich die Aufgabe, im Namen des Landesbischofs der Fakultät Bericht zu geben über das, was in München und sonst im Lande sich ereignet hatte. Zugleich aber sollte gefragt werden, ob das Gerücht, daß Elert hier nicht mitunterschieden habe, sich bestätigte. Diese Rede war nämlich noch am selben Tage und sehr nachhaltig unter die Studentenschaft getragen worden. Darauf bekam ich einen Abdruck des Protestschreibens mit dem persönlichen Vermerk von Preuß als Dekan: „Das verleumderische Gerücht, wonach Herr D. Elert sich von dieser vorliegenden Protestaktion der Fakultät irgendwie distanziert habe, weist die Fakultät einmütig mit Entrüstung zurück.“ Es berührt eigentümlich, dieses Dokument nach 30 Jahren wieder betrachtend zur Hand zu nehmen und hinter den skurrilen Schriftzügen von Preuß die gütige und fast kindlich vertrauensselige Gestalt dieses Mannes zu erblicken. Geholfen hat die Entrüstung der Fakultät natürlich nichts, und Elert ist von damals an bis zum Ende als einer qualifiziert worden, der nicht gewußt habe, was in der Stunde der Not seine Mannes- und Lehrerpflicht gewesen sei. Wo man mit sachlichen Argumenten nicht weiterkommt, da stellen sich zur rechten Zeit die teilweisen oder ganzen Un-

richtigkeiten als bewährte Hilfsmittel ein — auch in der Theologie. Sie ist ja, trotz hoher Ansprüche im Hinblick auf den Wahrheitsgehalt, mindestens ebensoweit ein Stück Welt, als sie von den Theologen als Menschen betrieben wird.

Fast noch schwerer als die Stellung zwischen den Fronten im Kampf um das Bekenntnis war dann die Haltung als Pfarrer und Christ im Krieg. Da zergrübelte man sich als kleines Rädchen im Getriebe des großen Gefechtsstandes der Luftwaffendivision die Sinne über das „Du mußt deinen Dienst tun!“ und das andere „Du mußt für eine Sache kämpfen, die, falls sie siegen sollte, zugleich die schwerste Bedrohung der eigenen Kirche mit sich bringen würde!“ Man griff dann wohl zu Elerts Heftchen aus dem Jahre 1937: Der Christ und der völkische Wehrwille. Das Wort darin, „daß der Einzelne heute mehr als je über das notwendige Ethos verfügen muß“, bewahrheitete sich in einem ungeahnten Maße. Im Urlaub suchte man dann wohl zuweilen seinen alten Lehrer auf, um ein Stück Rat und Hilfe zu erfahren.

In den Anfängen des Krieges konnte er wohl noch seiner Hoffnung mit einem Hinweis auf den Offiziersdegen seines Ältesten Ausdruck geben, daß die Wehrmacht letztlich doch den Sieg über die Partei davontragen würde. Später aber — und insbesondere, als der Ortsgruppenleiter die Nachricht vom Tode des letzten Sohnes überbracht hatte — wußte auch Elert, daß uns nur die volle Bejahung der Heimsuchung Gottes über die Tage des totalen Zusammenbruchs würde hinwegtragen können.

Der Zusammenbruch des Jahres 1945 traf Elert und seine Familie hart. Er mußte das ihm liebe Heim zeitweilig verlassen, er litt mit unter dem Schicksal, das seine Kollegen in der theologischen und den anderen Fakultäten in ähnlicher oder, wie bei Preuß, in noch schwererer Weise betroffen hatte, und sah vor sich plötzlich den ganzen Abgrund von Haß, Verleumdung, Denunziation und Angst aufgetan, der mit dem Umbruch und den ganzen Fragen der Denazifizierung zusammenhing. Elert war ja in seinem ganzen Leben an Afterrede gewöhnt und wußte, daß dies einem Bekenner des Wortes der Wahrheit ordnungsgemäß widerfahren muß; aber dieser jähe Ausbruch des „Unterschwellig“ in den Jahren 1945 und 1946 traf ihn doch im Innersten. Er reagierte darauf in der für ihn bezeichnenden Weise. Selbst vor seine Gegner konnte er sich etwa in Denazifizierungsverhandlungen in der ihm eigenen ritterlichen Weise stellen. Wesentlich aber war es ihm, alle diese Verworrenheit von innen her zu durchdenken und mit der Klarheit des an der Geschichte geschulten Geistes zu durchleuchten. Ein köstliches Zeugnis davon ist das fiktive Zwiegespräch zwischen Paulus und Nero, das Elert am 25. März 1946 vor der Pfarrkonferenz in

Nürnberg ausbreitete. Alle Nöte, alle Wunden, alte und neue, alle Fragen, bereits gelöste und neu aufgebrochene, alles was Menschen zwischen Führungskult und Krieg, Bombennacht und Ruin, neuer Obrigkeit und Vergeltung umgetrieben hatte, kam hier zum Ausdruck. Aber in echt Elertscher Weise: Er projiziert gleichsam das ganze Geschehen dieser Tage auf den Schirm der Geschichte der ersten drei christlichen Jahrhunderte. Nicht so, daß er gleichsam Bild neben Bild stellt und Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten aufzeigt, sondern so, daß er die allen Zeiten gleichmäßig offenbarte Quelle des Lichtes durch das ganze Geschehen, das damalige und das heutige, hindurchleuchten läßt und daraus dann plötzlich die Bilder voll „Einsicht und Klarheit aufleuchten läßt, die uns und vielen damals so tröstlich und heilsam waren. Elerts scheinbare Kühle und historische Distanz den Ereignissen seiner Zeit und dem Geschehen seiner Umwelt gegenüber hat sich immer wieder als ein Stück „durchschauender“ Weisheit und im tiefsten Grunde seelsorgerlicher Hilfe erwiesen.

Noch in den Tagen des Zusammenbruchs und unverändert bis an sein Ende wandte sich seine ganze Leidenschaft wie in den Tagen seiner Jugend wieder der Ostkirche, insbesondere ihren Anfängen zu. Wie in seiner ganzen wissenschaftlichen Arbeitsweise genügten ihm gedruckte fertige Ergebnisse nicht. Er wandte sich — wie immer — an die Quellen. Von Bibliotheken in Paris und wo immer er sie auftreiben konnte, ließ er sich unveröffentlichte alte griechische Handschriften schicken. Von neuem las er sich in die oft recht schwierig entzifferbaren griechischen Abbreviaturen des 6. und 7. Jahrhunderts ein. Wie konnte er sich freuen über Entdeckungen der Art, daß so ein alter und heute wirklich vergessener Kirchenschriftsteller sich Gedanken darüber machte, wie ein so kleines Ding wie die Hostie ein so großes wie Gott fassen konnte: finitum capax infiniti im 4. Jahrhundert! Die ersten Früchte seiner Nachkriegsforschungsarbeit waren seine Veröffentlichungen über den monotheletischen Streit, die dann post mortem gesammelt, geordnet und herausgegeben wurden von Wilhelm Maurer und Elisabeth Bergsträsser. Sie hätten den Einstieg in eine neue Dogmengeschichte der alten Kirche geben können. Der Tod hat die Vollendung dieses Werkes verwehrt. Nach den letzten Forschungsergebnissen Elerts ist es aber nicht mehr möglich, über die Dogmengeschichte vom 5. Jahrhundert ab so zu lehren, wie es seit Harnacks und Loofs Zeiten unwidersprochen üblich war. Schon was die Quellenforschung angeht und natürlich erst recht auch im Hinblick auf die Ordnung und Auswertung des Stoffes sind — nicht zuletzt durch Elerts letzte Arbeiten — alle Dinge in Bewegung geraten. Wir stehen praktisch vor neuen Anfängen.

Es hat in dem bisher Ausgeführten den Anschein, als sei nun doch so etwas

wie eine, allerdings durch das persönliche Miterleben gefärbte, Schilderung der Persönlichkeit und des Werkes Werner Elerts daraus geworden ohne Aussage darüber, was davon heute noch wirksam ist. Nun läßt es sich einfach nicht leugnen, daß es eben gerade die Person Elerts ist, die in ihrer Erscheinung überaus lebendig vor den Augen der Erinnerung steht. Blättert man in den alten Kollegheften, liest man seine Schriften, so hört man unwillkürlich seine verhaltene und doch klar akzentuierte Sprache dazu. Man fühlt die wasserhellen Augen auf sich ruhen, wie einst, da er im Seminar oder im persönlichen Gespräch uns zum scharfen Analysieren, zum richtigen Ordnen der Begriffe und zum Fragen nach dem „zureichenden Grund“ anhielt. Das ist nun aber bereits keine Erinnerung mehr, sondern es ist zum unverlierbaren Rüstzeug wissenschaftlichen Arbeitens schlechthin geworden und hat sich bis auf den Tag in der Auseinandersetzung mit den vielfachen Fragen und Problemen der Zeit und der nahen und fernen Umwelt treffend bewährt. Es möchte hier nun allerdings jemand einwenden, daß diese Art von Betrachtung, Analyse, Synthese und Schlußziehung ja Allgemeingut jeder Art von wissenschaftlicher Arbeit sei. Natürlich ist das so — aber wer Theologie treibt, weiß ein Lied davon zu singen, wie hier zuweilen eben diese Grundlagen verlassen werden, um mit vollen Segeln auf das weite Meer der Gefühle, der Emotionen, der metaphysischen Spekulationen hinauszusegeln. Man denke dabei nur an die Behandlung neutestamentlicher oder kirchengeschichtlicher Stoffe. Sapienti sat es. Es ist schon etwas wert, in seiner Jugend das wissenschaftliche Handwerkszeug der Theologie redlich gelernt zu haben. Allerdings handelt es sich um die Wissenschaft, die es mit Gott und seinem Wort zu tun hat. Wie merkwürdig, daß in unseren Tagen das Reden von und über Gott weit über den Kreis der zunftgerechten Theologie hinaus, auch weit über unsere ziemlich enge deutsche Heimat hinaus, wieder aktuell wird. Robinson mit seinem „Honest to God“ hat hier eine echte Ader des modernen Menschen getroffen, dem man eine Empfänglichkeit für solche Aussagen und Anliegen gar nicht mehr zutraute. Hier hat nun Elert die beiden Offenbarungsweisen Gottes im Gesetz und im Evangelium ein Leben lang und unter viel Mißachtung und Spott uns so tief eingepägt, daß man gefeit ist vor dem Irrwahn auch Robinsons und anderer mit ihm, als seien Gott und sein Wort nur da, um gnadenvoll unser Sein und Selbst zu bestätigen. Sein Gesetz bestätigt an uns nichts anderes als unsere Sünde und unseren Tod. Sie bestätigt auch dessen Tod, der für uns zur Sünde gemacht wurde. Seine Gnade aber bestätigt das Leben dessen, der es nicht wie einen Raub festgehalten hat, Gott gleich zu sein. Sie bestätigt aber unser Leben in gleicher Weise, wie es mit Jenem gestorben ist. Elert hat diese Unterscheidung von

Gesetz und Evangelium selbstverständlich von Luther und mit diesem von Paulus.

Das besondere allerdings war, daß Elert den Luther vom Römerbrief an bis zum Jahre 1546 kannte. Zu der Zeit unseres Studiums war ja nur der junge Luther in seiner Auseinandersetzung mit dem Spät nominalismus des Mittelalters aktuell. Den von 1520 nahm man noch hin, der von 1525 war in „De servo Arbitrio“ bereits suspekt und in der Auseinandersetzung mit den Bauern nicht mehr diskutierbar. Was dann die große Schrift vom Abendmahl anlangte, da war man wieder beim „bedauerlichen Rückfall in den Occamismus“. Der Luther nach 1530 interessierte überhaupt nicht mehr. Es gab ihn gleichsam nur noch biographisch. Bei Elert war das anders. Er vermochte auch etwa Luthers Thesen gegen die Antinomer uns interessant zu machen. Er blieb auch nicht bei Luther stehen, um den abgerissenen Faden der Dogmen- oder Theologiegeschichte nach kurzem Verweilen bei der Konkordienformel erst beim Pietismus oder gar erst mit Schleiermacher wieder aufzunehmen. Umgekehrt hat er um die Epochen zwischen 1580 und etwa 1830 auch keinen Bogen gemacht. Sie waren ihm alle gleich greifbar, und keine entzog sich seiner sorgfältigen Untersuchung. Wie bekannt, ging es ihm dabei allerdings nie um die Feststellung des historischen Geschehens allein — obschon er auch dieses gründlich festzustellen bemüht war — sondern immer um die gestaltende Dynamis und um die Morphe, die ihrerseits Ausgang von Bewegung wurde. Daß er dabei völlig auf Hegel'sche oder andere präformierende Geschichtsdiagnostik verzichtete, weiß jeder, der die Morphologie kennt. Im „Kampf um das Christentum“ hatte Elert noch versucht mit den Begriffen „Synthese und Diastase“ so etwas wie ein allgemeines theologisches Geschichtsprinzip zu schaffen, aber davon kam er mehr und mehr ab, um von dem einen Uransatz her alle Geschichten zu durchleuchten. An dieser Stelle braucht dieser Uransatz nicht näher erläutert zu werden: Er ist das Leben des Menschen unter Gesetz und Evangelium.

Hier hat nun Elert ganz entscheidend geholfen, im Amt und insbesondere im Unterricht die Geschichte, auch die junge Vergangenheit, zu „bewältigen“. In Bayern kommt man darauf, daß nach den neuen Lehrplänen für den Religionsunterricht die Kirchengeschichte einen breiteren Raum einnehmen soll. Man hat es gespürt, daß eine kirchliche Unterweisung nicht genügend ist, wenn sie den Gang des Evangeliums durch die Welt nur kursorisch und punktuell behandelt.

Mag an den Schulen je nach der herrschenden politischen Mode die Geschichte des eigenen Volkes der kommenden Generation mehr oder weniger vorenthalten oder je nach den Ereignissen und Epochen kräftig gefärbt



dargeboten werden — in der Kirche Jesu Christi geht das nicht. Es wird zwar — und nicht zuletzt durch die wissenschaftliche Theologie auf der einen Seite und das Frömmigkeitserlebnis der Gemeindeglieder auf der anderen — immer wieder versucht werden, ausschließlich den „Ereignischarakter“ des Wortes Gottes ohne ein historisches Davor und Danach walten zu lassen und aus dem Geschichtszusammenhang auszubrechen. In dieser Hinsicht hat Elert der ganzen Kirche — auch der nichtlutherischen — es klar gemacht, daß dies nur dann und nur soweit geht, als man sich zugleich auf irgendeine Weise aus dem leiblichen Zusammenhang mit Christus selbst dispensiert. Denn wenn die Kirche der Leib Christi ist, dann formt sie sich zu diesem Leibe in einem geschichtlichen Lebens- und Entwicklungsprozeß. So wirkt Elert, der keine „Schule“ gemacht hat, intensiv in der Schule nach, zumindesten dort, wo es um die Geschichte der Kirche, ihre Bewegung und ihre Form geht.

Elert war der Disziplin nach kein Neutestamentler. Kam man jedoch von den Königsberger Vorlesungen Schniewinds zurück nach Erlangen, dann sah man erst, wie tief, ja geradezu subtil die Forschungen Elerts sich in die Interna des Neuen Testaments erstreckten. Das historische Rüstzeug stand ihm dabei souverän zur Verfügung. Wie Schniewind war ihm das wichtigste Hilfsmittel zur Exegese der synoptische Vergleich. Das Fazit der Exegese war aber bei Elert (selbstverständlich ebenso bei Schniewind) nicht die Summe beziehungsweise die Differenz der Einzelaussagen in den Evangelien und Briefen, sondern vom „Wort Gottes“ her bekam die exegetische Einzelaussage ihre kerygmatische Stellung und ihr Gewicht. Das ist die gleiche Methode nach der die „Kerygmater“ von Kähler bis Bultmann verfahren. Mit dem Unterschied allerdings, daß für Elert als Lehrer der Kirche das Wort Gottes immer und allezeit differenziert war in Gesetz und Evangelium. So gab er uns zusammen mit dem historischen Handwerkszeug (es ist wirklich nur Handwerkszeug und nicht wie in der historisch-kritischen Forschung Selbstzweck) auch den systematischen Ansatz zur Exegese. Das führte dann von selbst zum hermeneutischen Prinzip. Was sollte man anderes verkündigen, als was man aus dem exegetischen Sachgehalt erarbeitet hatte? Das sind Binsenwahrheiten — aber sie haben die Verkündigung auf der Kanzel 30 Jahre lang bestimmt und prägen sie noch. Der Sachgehalt des Textes formt also die Predigt. Zu unserer Zeit war man besonders in Tübingen gelehrt worden, vom „Skopus“ her den Text zu entfalten. Das sieht so aus, als wäre es das Gleiche. In der Tat handelt es sich in beiden Ansätzen um den Standort und den Blickpunkt. Es ist wie beim Landmessen. Von einem trigonometrischen Punkt und von einer Basislinie aus kann man notfalls Kontinente in ihrer Form bestimmen.

Es muß nur der Punkt und die Linie eindeutig festliegen. Was die praktische Theologie formal vom Ausgang der Predigt forderte, eben das hat uns Elert materiell zur Verfügung gestellt: Den „punctum mathematicum“, der den eigenen Standort eindeutig und für immer festlegt, und von dem aus das Heilige Land der Schrift der Breite, der Länge, auch der Tiefe und der Höhe nach ausgemessen werden kann. Es ist das Stehen unter Gesetz und Evangelium. Dieser permanente „Skopus“ gibt jeder Sonntagspredigt ihre Mitte, auch ihre Grenze. Der Einwand, daß dann die Verkündigung nicht mehr „aktuell“ sei und das Wort nicht mehr „ankomme“, wenn immer wieder vom Gleichen ausgegangen werde, kann nur von denen erhoben werden, die als geistliche Vaganten durch die Schrift, aber auch durch die Gemeinde schweifen. Wie das zu werten ist, wenn man keinen Standort, auch in der Verkündigung mehr hat, sondern zum *vagus et profugus* wird, das hat Luther schon in seiner Genesisvorlesung zu Gen. 3 mit aller Deutlichkeit ausgeführt. Elert hat uns wieder daran erinnert.

Wie in Unterricht und Predigt, so hat sich auch in der Seelsorge der evangelische Ansatz Elerts bewährt. Hier eigentlich am meisten. Es handelt sich ja in fast jedem seelsorgerlichen Gespräch um eine Stellungnahme und Hilfe zum Leben des Christen — oder auch des Nichtchristen. Um die Frage der rechten Zuordnung, aber auch der rechten Trennung von Lehre und Leben, von Dogmatik und Ethik hat Elert eigentlich bis an sein Lebensende gerungen. Er hat nicht, wie andere das getan haben und noch tun, die Ethik in die Dogmatik hineingewoben. Wie in der Einleitung zu seiner Ethik<sup>3</sup> zu lesen ist, ordnet er beide Disziplinen wie die „*Doctrina* und die *Qualitas* eines Mannes“ einander zu. Es gilt zwar der alte Satz, daß Irrlehre zumeist sich auch im Irrleben auswirkt. Es besteht aber auch die, wie Elert sagt, „traurige Tatsache, daß einer ohne christliches Ethos durchaus orthodox lehren kann“. Auf jeden Fall gibt aber der Standort — unter dem Gesetz und Evangelium zugleich — immer die Möglichkeit einer rechten *cura animarum*. Man vermag als Seelsorger den Menschen wirklich auf seine Schuld hin anzusprechen. In unserem psychoanalytischen Zeitalter ist das eine zuweilen gewagte Sache. Gutmeinende Amtsbrüder vertreten daher gelegentlich die Ansicht, der Pfarrer müsse soviel Psychoanalyse mitbekommen, daß er bei seinem Beichtkind in der Lage ist, das Feld des Unterbewußten soweit zu durchstoßen, bis er auf den Sitz der eigentlichen Schuld im Leben gelange. So erwägenswert diese Gedanken sind, so steckt doch irgendwie ein mangelndes Vertrauen in die „Trennschärfe“ des Wortes Gottes dahinter (vgl. Hebr. 4, 12—13). Hier ist der Umgang mit dem stets

---

<sup>3</sup> Das christliche Ethos S. 32.



Prof. D. Dr. Werner Elert

† 21. November 1954



und allenthalben anklagenden Gesetz Gottes die eigentliche seelsorgerliche Hilfe. Denn nur dort, wo die Schuld als Feindschaft gegen Gott erkannt und das Todesverhängnis erahnt wird, bleibt die Gnade davor verschont, „billig“ zu werden. Im Gegenteil, sie erweist sich dann als die „viel mächtigere“. In Unterricht, Predigt und insbesondere in der Seelsorge, auch und gerade am Kranken- und am Sterbebett, haben sich uns die von Elert mitgegebenen Hilfen als in jeder Hinsicht zureichend und brauchbar erwiesen. Dies gilt aber auch für den Teil des Amtslebens, der nun scheinbar im ganzen Lehrgefüge Elerts keinen Platz hat, und der auch von vielen Amtsbrüdern entweder zur „linken Hand“ oder zuweilen nur mit Seufzen als opus alienum getan wird, nämlich die Geschäfte der Pfarramtsführung. Hier handelt es sich um den Vollzug des durch Synoden und Kirchenleitungen gesetzten Kirchenrechts. Zwar hat Elert in seiner Ethik im 56. Kapitel sich mit der „Divergenz der Wir-Schichten und dem Kirchenrecht“ auseinandergesetzt, aber die Einzelanweisungen zum Verhalten in den Amtsgeschäften fehlen. Das ist nicht zufällig sondern natürlich. Wie das gesamte Ethos sich nur aus dem „evangelischen Ansatz“ vollziehen läßt, so auch die Amtsführung unter dem Kirchenrecht nur aus dem gleichen Ansatz. „Es kann nur wie bei seinem Eingang in die Kirche Raum in ihr beanspruchen: als menschliche Aushilfe und Vorsorge. Es dient nur der geordneten Ausführung der Aufträge Christi, insbesondere der Ordnung des geistlichen Amtes, dem diese Ausführung in erster Linie obliegt. Es kann dem Leibe Christi nur dienlich sein, wenn es und soweit es Hindernisse aus dem Wege räumt, die der Ordnung der Liebe und der Vergebung entgegenstehen. Nur so läßt sich die rechtliche Ordnung eines über das Amt der Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung hinausgreifenden Kirchenregiments, von Synoden und Gemeindeverwaltungen, liturgischen Sitten oder bruderschaftlichen Einrichtungen rechtfertigen.“ Hindernisse aus dem Weg räumen, die der Liebe und Vergebung entgegenstehen, heißt aber die Ordnung, die das Amt, das die Versöhnung predigt, lieben und aufrichten. Daraus entspringt dann in der Tat eine tägliche Freudigkeit zur Ausrichtung der Ordnung, auch in den kleinen Amtsgeschäften, auch in der Verwaltung der Gelder, die um der Liebe zu Christus und zu seinen Brüdern willen eingehalten werden muß. Andererseits gewinnt man daraus wieder die rechte kritische Mitte sich selbst wie seiner Kirche gegenüber, daß nur die Amtsgeschäfte und nur die kirchlichen Ordnungen und Gesetze heilsam sind, die unmittelbar den Dienstcharakter der Liebe als signum an sich tragen. Vor falschem Amtsbewußtsein und vor ungeistlicher Verzagtheit bleibt man dadurch bewahrt. Beides ist in unserer gesetzesfreudigen und zugleich ordnungsmüden Zeit recht von nöten.

Am wenigsten scheint Elert seinen Hörern und Lesern im Hinblick auf die Liturgie und gottesdienstlichen Formen mitgegeben zu haben. Das erscheint insofern verwunderlich, als er selbst ein ausgezeichnete Kenner der Riten besonders der Ostkirchen, aber auch der römischen Messe gewesen ist. Daß die lutherischen Kirchenordnungen ihm zu Gebote standen, ist seit der Morphologie hinreichend bekannt. Aber hier geht es wie mit dem Kirchenrecht: Er hat keine Liturgie entfaltet, aber er hat an entscheidender Stelle den liturgischen Standort aufgezeigt. Es ist, wie es im 55. Kapitel seiner Ethik ausgedrückt wird, das „liturgische Wir“, das im Gottesdienst, in der Anbetung handelt. Von diesem Standort her kommt beides, die rechte Freiheit und die rechte Bindung. Wir wissen, wie die Ordnung der Gottesdienste gerade in unseren Tagen in der lutherischen Kirche nicht nur Deutschlands ein großes Gewicht bekommt. Wir kennen auch die Gefahren, die mit einer falschen Romantisierung früh- oder spätmittelalterlicher Liturgien verbunden sind. Während die römische Kirche kräftige Schritte in ihrem liturgischen Konzilschema nach vorne in das Feld der Mission hinein sich zu tun anschickt, streben wir Lutheraner immer weiter zurück. Dem Herrn ein neues Lied auch in der Liturgie zu singen, ist heute nicht mehr ganz einfach. Er wird sich wohl je länger je mehr mit den alten begnügen müssen. Auch hier wäre es gut und nützlich, heute noch von Elert zu lernen, und wenn es nur das eine wäre, von dem er schreibt: „Es geht einem da oft (im Gottesdienst) wie dem altgewordenen Isaak, der an seinem Sohn einen seltsamen Zwiespalt wahrnimmt, zwischen dem, was gesagt wird, und dem was man fühlt.“ In der musikalischen Formung des Kultus sieht Elert die große Möglichkeit einen wesentlichen Bereich der Schöpfung, nämlich die Musik, für das Reich der Gnade zu erobern, indem sie diese in die Anbetung Gottes hineinzieht. Alle Liturgie der Kirche ist Elert letztlich Eucharistie, und alles Psalmodieren vollendet sich in der Erfüllung des letzten aller Psalmen, des hundertfünfzigsten. Für alle die auch die Gemeinde zutiefst bewegenden Fragen der Gottesdienstordnung und Liturgie hat letztlich Elert doch den Standort gewiesen, von dem aus bis in die Einzelheiten hinein nach dem „zureichenden Grund“ gefragt werden kann. Wir sollten es nur kräftiger tun!

Es ist nun der Kreis sehr weit geworden innerhalb dessen in den einzelnen Sektoren und Segmenten selbstkritisch gefragt wurde: „Was ist geblieben?“ Beide Antworten sind möglich: erstaunlich viel und erstaunlich wenig. Viel insofern als der geistige und geistliche Horizont Elerts ungemein weit und überaus klar gewesen ist: Kirchengeschichte und Neues Testament, Dogmatik, Ethik, Sozialkunde und Rechtskunde, nicht zuletzt auch, was nur Wenigen bekannt ist, eine sehr solide Kenntnis militärhistorischer Ange-

legenheiten — das alles stand Elert souverän zu Gebote. Das alles findet sich an seinem Ort in einem in sich geschlossenen Schrifttum. Das alles konnte auf dem weiten Feld des Unterrichts, der Predigt, der Seelsorge, der Amtsführung, des Gottesdienstes ausgewertet werden, wenn man nur wollte und noch will. Erstaunlich wenig aber, wenn man bedenkt, daß im gesamten Schriftum Elerts, vom „Kampf um das Christentum“ und der „Lehre des Luthertums im Abriß“ angefangen bis hin zu seinem posthum edierten „Ausgang der altchristlichen Christologie“ alles nur von der einen Mitte ausgeht, dem „evangelischen Ansatz“, dem Leben des Christen und der Christenheit unter Gesetz und Evangelium.

Es gibt nicht wenige, die Elert das kräftig zum Vorwurf machen und daher mit Aussagen über die geistige Trägheit seiner Schüler nicht sparen. Sie meinen, daß man als Christ eben nicht in einer Mitte stehen dürfe, um von da aus bis zur Peripherie und über den Horizont hinaus in die lichten Kreise der Welt Gottes zu blicken. Umgekehrt solle man den Kreis und die Weitschaft der Kirche abschreiten und dabei nur nach der Mitte allein schauen. Dieser Vorwurf ist in der Tat mehr als ein Spiel um Bilder und Worte. Es geht hier um die Sache. Der Mensch und insbesondere der Christ ist eben keiner, der die Welt Gottes von diesen und jenen Standpunkten, von diesen und jenen Gesichtswinkeln aus betrachten könnte. Er kann eben nicht an die Aussagen des Neuen Testaments gestern historisch-kritisch, heute kerygmatisch und morgen sozialetisch oder existenzialistisch herantreten. Er kann ebensowenig die Bewegungen der Kirchengeschichte bis hinein in die lebendige Gegenwart von den verschiedensten Standpunkten aus betrachten, um daraus ein möglichst umfassendes und zugleich neutrales Bild zu gewinnen. Er meint es zwar zu können, aber diese Meinung ist bereits Flucht vor der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist von den ersten Tagen der Menschheit an bis zu ihrem jüngsten die, daß er auf einen Standpunkt festgelegt ist, nämlich durch den Anruf „Adam, wo bist du?“ Er kann diesen Standpunkt selbstverständlich in Frage stellen und tut dies auch. Er tut dies mit dem alten Trick des Disputierens über das „de Deo“, über Schicklichkeitsfragen und Verhaltensweisen über das Irrationale der Schuld, „des Weibes, das du mir gegeben hast, der Schlange, die du in das Paradies gelassen hast“. Dies alles ändert keinen Zoll an der Tatsache, daß der Mensch von außen her durch das „du sollst“ Gottes auf seinen Standort festgelegt ist. Er kann vagus und profugus werden wie Kain. Aber er trägt auch hier das Malzeichen der Verfallenheit an Gott an seiner Stirne. Umgekehrt findet sich der gleiche Mensch plötzlich und unvermittelt dem Anspruch Jesu von Nazareth gegenüber: „Du, komm — hinter mir her!“

Es ist wirklich ein Jude aus Nazareth, der ihn so „beruft“. Es ist aber der, der das Zeichen Gottes, nämlich das Entsetzen in seinem Wort und in seiner Tat, an sich trägt. Es ist der, bei dem der Mensch zu der Ansicht kommen muß, daß für ihn im selben Kahn zugleich kein Platz mehr sei. Es ist der, der trotzdem nicht weicht, im Hause einkehren muß, und durch den der Adam eine neue Kreatur wird, die Leben und volles Genüge hat. Natürlich kann man diesen Jesus von Nazareth von allen Seiten her betrachten, und es gibt in der Tat keine, die die Theologie nach unserer Kenntnis bisher außer acht gelassen hätte. In dem Augenblick aber, wo sein Ruf an uns ertönt — „du, hinter mir her!“ — sind wir auf unserem Standort, auf unserm Fischnetz, auf unsere Zollbude, auf unseren Jakobsbrunnen festgelegt. Das ist das erstaunlich „Wenige“ an Elert, daß er diese Mitte, und nur diese Mitte allein, unter Gesetz und Evangelium bezogen hat und von da aus betrachtet, geschildert, geschrieben, gestraft, gewarnt, getröstet hat. Hat er diese Mitte bezogen? Nein. Er wußte sich dort gestellt und dort — hingestellt. Nicht sua sponte sondern dem Ruf und Anruf zufolge, dem er Verantwortung schuldig war.

Ein anderer Einwurf ist nicht ausgeblieben. Die Diastase zwischen Gesetz und Evangelium hat bei nicht Wenigen und nicht gerade der Schlechtesten seiner Kritiker zum Vorwurf des Ditheismus geführt. Wie bei Marcion, in neuer Auflage, hat man bei Elert das Bild des einen Gottes der Judikatur, des Gesetzes und des Todes — und auf der andern Seite den Gott der Gnade, der vergebenden Liebe, des Lebens. Es handelte sich also im Grunde genommen bei Elert doch um zwei total verschiedene Götter, wie bei Marcion mit seiner Lehre vom Demiurgen. Nun ist es schon bei Marcion so, daß er zu seiner Zeit wohl als einziger das paulinische Anliegen wenigstens von ferne erahnt hat und man ihn nicht ganz so unbedenklich in den Ketzerwinkel stellen kann, wenigstens nicht ohne ihn vorher nach dem bewegenden Grund seiner Aussagen gefragt zu haben. Bei Elert ist es allerdings absurd, ihn zum Ditheisten zu stempeln. Wer nur eines seiner Werke, und das vielleicht nur wie „die notorischen Fassadenkletterer unter seinen Rezensenten“ nach dem Inhaltsverzeichnis gelesen hat, weiß von der Einheit des Gottes des Gesetzes und des Gottes der Gnade in der Person und im Kreuzeswerk Christi. Wie ernst es Elert um diese Einheit gewesen ist, das beweisen noch seine letzten Arbeiten über den Monotheismus, die nicht allein die Theologie des 6. und 7. Jahrhunderts durchhellen, sondern die Sache selbst im Kern treffen. In dem gleichen Kern, da sie Luther in der 20. These seiner Heidelberger Disputation trifft, wenn er sagt „*ille digne theologus dicitur, qui visibilia et posteriora Dei per passiones et crucem (Christi) conspecta intelligit*“. Und in der 21. These:



„Theologus crucis dicit id quod res est“. Es sind die gleichen Gedanken, die auch einen Hermann v. Bezzel zu seiner Anschauung von der Kondeszendenz Gottes im Kreuz Christi geführt haben.

Der Vorwurf des Ditheismus gegen Elert ist ja auch gar nicht so gemeint, als wüßten seine Urheber nicht ebenso gut wie jeder unvoreingenommene Beobachter, daß Elert in der Tat und immer Monotheist gewesen ist. Es geht ihnen ja nur um das „noli turbare circulos meos“. Ihre konzentrischen Kreise sind Gesetz als der weitere und Evangelium als der engere. Vielleicht auch umgekehrt. Jedenfalls so, daß die Kreise austauschbar sind und Gott im Gesetz tatsächlich nur Evangelium und im Evangelium die Fülle des Gesetzes meint. Der Monotheismus dieser Kritiker bleibt bis zum heutigen Tag darin gewahrt, daß der dialektische Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium a limine geleugnet wird. Warum und wieso das getan wird ist so klar, daß es hier nicht mehr dargestellt zu werden braucht. Wir stehen wieder bei den alten Thesen vom Evangelium als der göttlichen „reigle, de bien et justement vivre“, bei der Theokratie der Kirche in irdischen Herrschaftsverbänden und bei all den Dingen, mit denen sich ein Elert ein Leben lang herumgeschlagen hat. Es möchte nun sein, daß Elert hier eben geirrt hat; dann aber hat mit Sicherheit auch Luther geirrt; dann aber ist und bleibt ein Galater-, ein Römerbrief des Apostels Paulus eine blanke Häresie. Dann hat aber auch Christus keine Kirche auf Erden gegründet, sondern nur die Synagoge mit besseren Lebensregeln weltfähig gemacht. Was aber sollen dann wir noch als Diener einer solchen „evangelischen“ Kirche? Haben wir dann tatsächlich noch unseren Standort in der Kirche? Sicherlich nicht in der Kirche unserer lutherischen Väter. Manchen mag das nicht weiter erregen. Rev. Gordon, anglikanischer Pfarrer in Battersea, einer Vorstadt von London, hat vor kurzem bei der Begegnung mit einem fränkischen Kreis von ökumenisch Interessierten uns die Stellung der 42 Artikel als Bekenntnisschrift in seiner Kirche dahingehend präzisiert, daß es sich hierbei um das für das Jahr 1552 gültige und notwendige Bekenntnis der Väter gehandelt habe. Er gab allerdings zu, daß das, was die Damaligen bekannt haben, nicht notwendigerweise heute falsch sein müsse. Im Gegenteil hielt auch er es für sehr nützlich, sich gelegentlich des Inhalts der Articles of Religion zu erinnern. Notwendig sei es allerdings nicht, weil das einzig Bedeutsame der Akt des Bekennens und nicht der Inhalt der Bekenntnisse sei. Der Akt des Bekennens könne sich für die verschiedenen Kirchen und Denominationen je und dann zu einem fixierten und als common sense ausgesprochenen Bekenntnis historisch verdichten. Wichtiger sei jedoch der Akt des täglichen Bekenntnisses, der sich im persönlichen Vollzug des Common Prayer abspiele. Gordon spricht damit heute so vielen

aus der Seele, die es müde geworden sind, immer wieder von Confessio Augustana, von der Konkordienformel und ihrer Solida Declaratio zu hören. Im besten Fall könne man eben nur mit nachsichtiger Milde zu den Vorgängen von 1530 und 1580 Stellung nehmen. Es ist möglicherweise auch noch erlaubt, dicta probantia aus den Bekenntnisformeln zum Schmuck eigener religiöser Aussagen herauszunehmen. Eine Anerkennung aber der historischen Bekenntnisse als irgendeiner norma normata oder wie man sonst ihren verpflichtenden Charakter bezeichnen will, ist nicht allein Zeichen von antiquiertem Denken, sondern von Unfähigkeit des Erkennens der „Zeichen der Zeit“. Unser Säkulum steht nun einmal unter dem glückhaften Stern des ökumenischen Geschehens. Alles was uns in den alten Stellungen und Festungen der Bekenntnisse der Väter bindet und hält ist heute Lieblosigkeit gegen die Glieder anderer kirchlicher Gruppen, ist Mangel an ökumenischer Weitschaft, ist letztlich Sünde am geteilten Leib Christi selbst. Wir Lutheraner mögen uns nicht darüber täuschen: Das ist heute einfach das „religiöse Klima“ weithin in unsern eigenen Gemeinden und dort wiederum nicht bei dem Geringsten und Schlechtesten! Es wäre auch verwunderlich, wenn es anders wäre. Der Biblizismus von mindestens zwei Jahrhunderten und die Kairotheologie seit dem ersten Weltkrieg haben das ihre vorbereitend dazu getan. Die „theologische Existenz heute“, punktuell, ahistorisch, senkrecht von oben treffend, hat nicht nur den Einzelnen sondern auch die verschiedenen Glaubensgemeinschaften kräftig aus ihrem geschichtlichen Zusammenhang herausgebrochen. Das neue Sich-Begegnen in der christlichen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg hat für viele geradezu den Charakter eines zweiten Pfingstgeschehens angenommen. — Elert weiß dies auch. Ich persönlich habe in keinem christlichen Schrifttum bisher — vielleicht mit Ausnahme des Briefes an Diognet, den er uns so lieb gemacht hat — in ähnlicher Weise das hohe Lied der christlichen Bruderschaft so singen hören wie im 62. Kapitel seiner Ethik. Man lese dort nur nach: „Mit diesem Glauben (an die christliche Bruderschaft) lebt der Christ in den natürlichen Ordnungen, betritt er die Rednertribüne des Gewerkschaftskongresses, wird er Handlungsgehilfe oder Ministerpräsident: So oder so begleitet ihn immer der Glaube an die christliche Bruderschaft. Das bedeutet ihm erstens eine gewaltige Horizontalerweiterung, denn die christliche Bruderschaft hat ein ganz anderes Ausmaß als alle natürlichen Sozialverbände. Es macht ihn zweitens kugelfest, wenn er von allen Seiten beschossen wird. Drittens verleiht es ihm eine beinahe überirdische Sehschärfe, weil er nicht nur weiß, was das Gesetz Gottes verlangt, das können alle andern auch wissen, sondern weil er als Glied der christlichen Bruderschaft auch um die Begrenztheit der ganzen nomolo-

gischen Wirklichkeit weiß. Er weiß, wie wir früher sagten, um die Zerreißbarkeit aller Stricke, sieht den Rost auf allen Ketten, weiß um die unausbleibliche Vergreisung aller Revolutionen. Auf diese Weise übt die Christenheit in Gestalt der christlichen Bruderschaft durch ihre Glieder, die es kraft ihres Glaubens in Wahrheit sind, tatsächlich in der Welt die gleiche Funktion aus wie die Seele im Leibe<sup>4</sup>.“ An Erkenntnis und an Praxis der christlichen Bruderschaft hat es Elert wahrlich nie gefehlt. Aber darin liegt eben der Kern der Sache: „Die Glieder dieser Bruderschaft sind es kraft ihres Glaubens in der Wahrheit.“ Dieser Glaube und diese Wahrheit sind nicht voneinander zu trennen. Entweder ist der Glaube an den Gott und Vater Jesu Christi, den Gott der Heiligkeit und des Erbarmens, zugleich Wahrheit, oder er ist unverbindliche Lehraussage vergangener Zeiten. Dann aber gibt es im letzten auch keine „christliche Bruderschaft“ — trotz aller Begegnungen, die die Kirchen heute unter- und miteinander haben, trotz aller gemeinsamer Aktionen wie „Brot für die Welt“ und was sonst Großes und Kleines getan wird. Bruderschaften gibt es auch außerhalb der Kirche. Sie gibt es auch in der völlig atheistischen Welt. Die christliche Bruderschaft aber, die dem Leib der Welt die Seele gibt, entsteht immer aus dem, was Paulus das „Wort der Wahrheit und das Evangelium zur Seligkeit“ nennt. Sie umfaßt dann aber auch nicht nur den gegenwärtigen Äon und die Menschen im Umbruch der Welt in unserer Zeit — sie weiß sich völlig eins mit denen, die gestern Glieder am Leibe Christi und Väter unseres Glaubens gewesen sind, und eins auch mit denen, die morgen im Atom- und Welt-raumzeitalter es sein werden. Das, was die gestern bekannt und gelebt haben, ist und bleibt Grundlage der Kirche von heute und unser heutiges Bekennen des Wortes der Wahrheit und des Evangeliums zur Seligkeit und wird denen von morgen und auch Übermorgen das Haus des Glaubens und der Liebe bauen. Selbstverständlich wissen wir, daß unsere Hände es nicht sind, die es tun; aber dort und nur dort sind die Hände Christi am Werk, wo die sind, die er in Vollmacht gesandt hat, zu „lehren alles, was ich euch gesagt habe“.

Vom radikalen Biblizismus, der sich völlig unabhängig weiß vom kirchlichen Dogma wie von der Entwicklung der christlichen Lehre in einem geschichtlichen Prozeß, meint Elert, daß dort an die Stelle der Ausrichtung am kirchlichen Dogma regelmäßig die Konvention der theologischen Schule trat oder tritt, die spätestens dreißig Jahre nach dem Tode des Schuloberhauptes einer andern Platz macht. „Daß die Autorität des Wortes Gottes bei Normierung des kirchlichen Geschehens durch die theologische

---

<sup>4</sup> Das christliche Ethos S. 549.

Schule reiner zur Geltung komme als bei Normierung durch das kirchliche Dogma, kann uns nicht einleuchten<sup>5</sup>.“

Nun ist Elert noch keine dreißig, sondern erst zehn Jahre tot. Gleichwohl läßt sich aber heute bereits schon einiges mit Sicherheit sagen. Das, was Elert vom radikalen Biblizismus und seiner Bildung von theologischen „Schulen“ sagt, erweist sich in der Erfahrung als richtig. Vielleicht mit der einen Einschränkung, daß zum Vergessen der Schulen es heute keine dreißig Jahre mehr braucht. Das ist zuweilen schmerzlich. Adolf Schlatter war zu unserer Zeit noch lebendig. Nicht nur, was die Person anlangte, sondern auch in seinem Werke, das so ganz der Auslegung der Schrift hingegeben war. Bei heutigen Kandidaten der Theologie nach ihm zu fragen, bringt nicht einmal die spärlichen Lebensdaten als Antworten. In Württemberg mag es anders sein, aber in Bayern verhält es sich so. Leider, kann man nur sagen! Bei Karl Heim ist es nicht viel anders. Wer kennt noch etwas von der heißen Erregung, die seine erste Auflage von „Glaube und Denken“ ausstrahlte? Dabei waren wir in jenen Tagen noch auf der Schulbank des Gymnasiums. Nun ist das aber nicht nur bei den Biblizisten wie Schlatter und Heim so, daß sie mit ihren Schulen fast noch zu ihren Lebzeiten zu historischen Erscheinungen geworden und bald nach ihrem Tode aus dem Gesichtsfeld der nachwachsenden Generation verschwunden sind. Auch andere „Schulen“ von Nichtbiblizisten haben wir kommen und gehen sehen. Das gibt nicht nur Anlaß zu wehmütiger Stimmung und zu romantischer Reminiszenz: „Weißt Du noch, damals in Tübingen?“ usw. Es ist im Grunde darin etwas Entsetzliches: Die Lebensarbeit eines Theologen, die es doch mit dem *verbum in aeternum manens* zu tun hat, erweist sich als eine kleinere oder größere Welle der Geschichte, deren Entstehen und deren Verebben wir in der kurzen Spanne unserer Tage beobachten können. Man kann geradezu sagen, daß theologische Schulen heute kürzeren Bestand haben als medizinische oder juristische, obgleich die heute auch schon recht kurzlebig geworden sind. Auch das lautstarke Auftreten der jeweiligen Schüler kann darüber nicht hinwegtäuschen.

Kehren wir zum Anfang zurück. Wir haben vermerkt, daß Werner Elert im Grunde genommen nie eine Schule gebildet hat. Er hat Menschen dazu angehalten mit ihm nach dem „jeweiligen zureichenden Grund“ zu fragen. Der „Standort“ war dabei immer unter dem Wort Gottes. Er war daher immer verantwortlich. Dieses Wort war bezeugt im Gesetz und im Evangelium. Es war bezeugt durch die Kirche, als der Gemeinde der verantwortlich Hörenden und Redenden. Ihr hat Elert gedient, ihr allein. Ist er auch

---

<sup>5</sup> Der Ausgang der altkirchlichen Christologie S. 326.

kein Schulbildner geworden, so war er doch ein Kirchenlehrer. Er ist es auch zehn Jahre nach seinem Tode noch. Er wird es solange bleiben, als die Kirche lehrt. Sie wird sich des von ihm vertretenen „evangelischen Ansatzes“ erinnern, auch dann, wenn die einzelnen Daten seines Lebens, seines Kämpfens und auch seines Leidens historisch völlig verblaßt sind. Man kann von Elert die Person abstrahieren, und sein Werk bleibt. Es bleibt so, wie auf den alten Hirsauer Grabsteinen. Hier sieht man nicht wie sonst im hohen Mittelalter Mönche, Äbte oder Priester in effigie. Man sieht nur vom Bildrand her eine Hand in die Mitte reichend mit dem Kelch darin: Ein Priester. Oder eine andere mit dem Hirtenstab: ein Abt. Als Legende am Rande nur der Name. Sonst nichts. So sind die testes veritatis. Wesentlich bleibt nur die Hand, die den Kelch des Heils erhebt, die Stimme, die das „Wort der Wahrheit und das Evangelium zur Seligkeit“ verkündet. Sie bilden keine Schule, sie bilden Kirche. Das ist das, was von Elert geblieben ist und bleibt.

Durch das Gesetz wird kein Mensch besser, sondern nur ärger,  
weil das Gesetz nicht hilft noch Gnade gibt,  
sondern nur gebietet und zu tun fordert,  
was der Mensch doch nicht vermag noch gerne tut.  
Aber der Geist, die göttliche Gnade, die gibt dem Herzen  
Stärke und Kraft und macht einen neuen Menschen,  
der Lust zu Gottes Geboten bekommt  
und alles mit Freuden tut, was er tun soll.

MARTIN LUTHER